

Wohnsitze ausnahmsweise zu verlassen und bis weit in's Flachland hinab auszuwandern.

Diess als heiläufige Andeutungen für Denjenigen, der sich vielleicht in der Lage befindet, diesen anziehenden Gegenstand einmal gründlicher zu behandeln.

Berlin, den 5. Januar 1860.

Literarische Berichte.

Neueres aus Nilsson über Vögel Skandinaviens,

mit Anmerkungen von

Dr. C. W. L. Gloger.

(Fortsetzung; s. November-Heft 1859.)

Neuere Beobachtungen über den Rackelhahn. — (Bd. I, S. 75—80.) Eine gemeinschaftliche Eigenthümlichkeit dieses Bastardes und des Birkhahnes ist:

„Der Rackelhahn hat eine Sommertracht. Sein Hals erscheint dann russbraun, mit Grau gewässert; Kinn, Kehle und Backen quer weissgerändert.“ *)

„Da ich mehrere Jahre hindurch lebende Rackelhähne besessen habe, so bin ich im Stande, genau anzugeben, wie es sich mit ihrer Mauser verhält. Bereits um den 5.—8. Mai fängt der Vogel an, seine glänzende Wintertracht abzulegen; in der Mitte dieses Monats befindet

*) Von den Bastarden des Birkhahnes mit der Weiden-Schneehenne kennt man bsher nur das Winterkleid beider Geschlechter. Ihre Sommertracht weicht von diesem höchst wahrscheinlich an dem gesammten kleinen Gefieder sehr merklich ab — Auch vom Auerhahne sagt N. (S. 47): „Der Auerhahn hat im Juli und August eine Sommertracht. Die Federn an seinem Kopfe und Halse sind alsdann russbraun, etwas gesprenkelt; auch die Bartfedern unter der Kehle sind bedeutend kürzer, als im Winter.“ Ob es wohl durch Wahrnehmungen an mausernden Sommervögeln sicher festgestellt sein mag, dass diese Veränderung durch örtlichen Federwechsel erfolgt? Alsdann würden Auer- und Birkhahn hierin übereinstimmen; und diess macht die Sache theoretisch gar nicht unwahrscheinlich. Indess kann sie nur auf praktischem Wege bestimmt entschieden werden. Denn ebenso könnte die andere Färbung eine Folge des Verbleichens oder „Verachiessens“, und die Verkürzung der Bartfedern bloss eine Wirkung des Abnutzens bei dem Balzen sein; da hierbei das Kehlglied so vielfach aufgestraubt und wieder niedergelegt wird, dass es dadurch eine vorzugsweise starke Reibung erleidet.

er sich in starker Mauserung; der Glanz der Halsfedern hat sich vermindert, und ein Fleck hinter den Augen ist kahl geworden. Die Kammzähne der Zehen sind abgefallen und die Augenbrauenflecke bedeutend kleiner geworden. Am 24. Mai geht die Mauser fort und ist sehr stark. Zu Anfang des Juni ist der Rackelhahn in Folge derselben an grossen Stellen ganz kahl. Er mausert nun den ganzen Sommer hindurch. Zuerst fallen die Federn um Leibe aus, dann die Schwanzfedern; mit der letzten von diesen geschah es den 27. Juli, so dass der Vogel nun völlig schwanzlos war. Doch begann sehr bald auch der neue Schwanz hervorzuschiessen, und am 5. August war er bereits einige Zoll lang. Im Laufe des Septembers vollendet sich die Wintertracht; am 1. October ist sie schon ziemlich hübsch und wird es von da an jeden Tag mehr. — Am 6. März: Jetzt ist der Rackelhahn äusserst schön; der Glanz an Hals und Brust herrlich, in's Veilchenfarbige und Purpurrothe spielend. Die Zehenfransen sind lang. Der Augenbrauenkamm ist roth und angeschwollen. Im April erscheint der Vogel noch schöner und beginnt nun auch zu balzen.“

[Hier folgen die Beschreibungen von Hennen und die schon bekannten älteren Beobachtungen.]

„Ich habe nach einander 3 Rackelhähne in der Volière gehalten. Der letzte von ihnen war im Frühlinge des Jahres 1834 geboren und starb im vollen Prachtgewande im April 1840, war also beinahe 6 Jahre alt geworden und hatte 5 Jahre lang im Käfige gelebt. An ihnen habe ich folgende Beobachtungen gemacht:“

„Im Allgemeinen ist der Rackelhahn mehr träg, als lebhaft. Meistens sitzt er den ganzen Tag auf seiner Stange in ruhender Stellung, mit niederhängendem Schwanze, etwas aufgestäubtem Gefieder und geschlossenen Augen. Gleichwohl ist er wild und schüchtern, auch nachdem er fünf Jahre im Bauer zugebracht hat; dabei hört man ausser der Frühlingszeit fast nie einen Laut von ihm. Vor Demjenigen, welcher sich dem Käfige nähert, beweist er sich mehr scheu, als böse und zornig; aber gegen kleinere Thiere und Vögel, die an den Käfig herankommen, oder von seinem Futter zu fressen versuchen, zeigt er eine besonders zornige und wütherische Gemüthsart. Gegen die Frühlingszeit, im März, wo er sich in seine schöne Tracht gekleidet hat, ist er bösertiger und muthiger. Er rappelt“ [racket] „dann mit einem grunzenden und knurrenden Laute, sperrt den Mund weit auf, und dabei strömt ihm Rauch aus dem Halse; auch beweist er sich dann sehr böse, wenn Jemand sich ihm nähert. Am Schlusse des März oder zu Anfang des April, wenn schönes Wetter eintritt, fängt er an zu balzen.“

Während des letzteren geht er gravitatisch auf seiner Stange, oder auf dem Boden der Volière hin und her, richtet den Schwanz auf und breitet ihn fächerförmig aus, lässt die Flügel sinken, sträubt die Halsfedern und richtet den Schnabel weit geöffnet nach oben. Seine ersten Laute klingen viel tiefer; die letzten, wo er in Ekstase zu gerathen scheint, sind höher und heftiger, aber doch kaum über 100 — 150 Schritte weit vernehmbar. Im Ganzen besteht sein Balzen aus grunzenden, rasselnden oder knarrenden Tönen, die er gleichsam hervorkrächzt. In demselben Garten mit ihm, jedoch in einem anderen Käfige, balzt ein Birkhahn. Dieser ist ein Musiker und spielt seine schöne Schäferweise“ [sin sköna idyll] „mit Leichtigkeit und mit einem gewissen Wohlbehagen ab. Der Rackelhahn dagegen gebärdet sich dabei gar wunderlich; und es kostet ihm sichtlich Mühe, sein rauhes Lied herauszubringen. Dennoch hat sein Balzen eine Art von Takt oder Cadenz: *farr farr farr farrfarrifarrfarrfarr*. Er balzt den ganzen April hindurch und bis Anfang des Mai, aber nie zeitig des Morgens, sondern bloss am Tage, sowohl vor, wie nach Mittag, und nur bei schönem Wetter, Sonnenschein, oder während und nach einem warmen Regen. Seit am 5.—8. Mai der Federwechsel angefangen hat, schweigt auch das Balzen. Zum Herbste, im October, hört man ihn zuweilen ein wenig rackeln; sonst aber vernimmt man keinen Laut von ihm.“

„Seine Nahrung bestand in Preissel- und anderen Waldbeeren, so lange sie zu haben waren; auch frass er gern zerschnittene Aepfel, Weisskohl und anderes Grünzeug, nebst Getreidekörnern.“

Soweit Nilsson. Nach der Schilderung, welche er von dem Benehmen des Rackelhahnes während seiner Balzzeit giebt, könnte man vermuthen, dass der Begattungstrieb desselben lebhafter sei, als der anderer Bastarde, (bei denen er bekanntlich sehr träg zu sein pflegt.) Offenbar liegt aber seiner Aufregung nicht sowohl ein wirklicher Fortpflanzungstrieb zum Grunde, als vielmehr nur ein, freilich ganz eigenthümlicher Störungstrieb. Dieser veranlasst ihn dann, Unruhe und Unordnung zu stiften, — ähnlich, wie er selbst sich beunruhigt fühlt, ohne dass seine Aufregung einen gleichen Zweck hätte, wie die Erregtheit anderer Thiere ihn zu dieser Zeit hat. Denn es ist bekannt und wird von Nilsson (auf S. 78) wiederholt, dass er nur deshalb auf die Balzplätze der Auer- und Birkhühner kommt, um das Balzen und Begatten derselben zu stören: indem er die Hähne, und zwar sogar die Auerhähne, anfallt und zu vertreiben sucht. „Man hat aber niemals bemerkt, dass er sich mit den Hennen paare.“ Darum verursacht er den Jägern so viel Aergerniss, dass ihn diese, wo irgend möglich, sofort weg-

zuschiesseu suchen. Denn sie sagen: „es ist Nichts zu machen auf einem Balzplatze, sobald und solange ein Rackelhahn da ist.“

Ein beharrlicher Irrthum der nordischen Ornithologen, an dem sie mit einer Zähigkeit ohne Gleichen auch heute noch festhalten, während man in Deutschland seit länger als einem Menschenalter, und in dem gesammten übrigen Europa nicht lange nachher, von ihm zurückgekommen ist, — findet in Betreff der Färbung der männlichen Kreuzschnäbel Statt.

Die Schweden besonders halten es darin auch heute noch mit Bechstein. Dieser hatte bekanntlich allzu viel Gewicht auf den Umstand gelegt, dass rothe Kreuzschnäbel in der Gefangenschaft bei der nächsten Mauser, (wo sie dann freilich auch mittlerweile älter geworden sind,) gelb werden. Daraus hatte er denn den falschen Schluss gezogen, dass es damit im freien Zustande wohl ebenso sein werde. Er ahnte nicht, dass dieses Gelbwerden im Zimmer nur eine Rückbildung der Färbung von ihrem Höhenpunkte auf einen früheren, also niedrigeren Standpunkt sei. Darum hielt er die gelben für die ältesten, die rothen dagegen für solche von mittlerem Alter. Und denselben Fehlschuss, wie er, machen unsere schwedischen Freunde noch jetzt. Sie übersehen dabei also die sehr ähnliche und hinreichend bekannte Thatsache, dass z. B. auch bei dem Birkenzeisige in der Gefangenschaft das hohe, dunkle Roth der Kopfplatte und das Rosenroth des Vorderhalses bei der ersten Mauser durch Gelb ersetzt werden, ohne dass es bisher Jemanden eingefallen wäre, das so entstandene Gelb für ein Zeichen höheren Alters anzusehen. Ferner erkennen sie das Naturwidrige nicht, was ein solcher Gang in der Entwicklung einer Farbe aus der anderen haben müsste. Denn offenbar würde es den einfachsten Grundlehren oder Grundlagen der Physik, Chemie und Physiologie widersprechen, wenn, statt eines geordneten schrittweisen Ueberganges, ein plötzlicher Sprung von einem Farben-Extreme in das andere Statt fände, um nachher aus diesem zu Dem zurückzukehren, was naturgemäss zwischen beiden mitteninne gelegen hätte. Und bekanntlich „macht die Natur keine Sprünge.“ Hier aber würde es der Fall sein, wenn es wahr wäre, dass die jungen Kreuzschnäbel ihr bräunlichgrünes und schwarzgeflecktes Jugendkleid ohne Weiteres mit einem rothen vertauschten, um dann bleibend ein gelbes anzulegen. Dagegen kann es nichts Einfacheres und Natürlicheres geben, als das, was eben wirklich geschieht: nämlich, dass sie aus dem Grünlichen, durch Gelb und Rothgelb hindurch, schrittweise ins Gelbrothe, Mennigrothe und Ziegelrothe

oder Röthelfarbige übergehen, um dann (im freien Zustande) für immer so zu bleiben. Man ersieht also hieraus, dass dasjenige, was in der Natur wirklich Statt findet, sich auch schon theoretisch als naturgemäss und mithin als richtig würde erweisen lassen, auch wenn man es nicht aus hundertfältiger Erfahrung längst als wahr kennte. Oder, wie ein berühmter hiesiger Naturforscher (Prof. Ehrenberg) einmal sehr passend gesagt hat: „Im Bereiche der Natur müssen richtig erkannte That-sachen sich auch a priori construiren lassen.“

Was übrigens dazu beigetragen haben mag, unsere nordischen Fachgenossen im Festhalten an dem Irrthume zu bestärken, das ist: das Vorkommen einzelner junger Kreuzschnäbel, die ausnahmsweise wirklich aus dem grünlichen und gefleckten Jugendkleide sogleich in das Rothe übergehen. Sie tragen dann, so lange die Mauser dauert, ein Gemisch von Beidem. Demnach überspringen sie zwar den sonst gewöhnlichen Uebergang durch Gelb ins Rothe; doch ist dieser Sprung eben darum nicht naturwidrig, weil er nicht geschieht, um später zu dem Gelben zurückzukehren.

Dieser Fall tritt indess, wenigstens bei uns, nur äusserst selten ein, und zwar, meinen Wahrnehmungen zufolge, bloss in recht warmen Sommern. Auch dann beschränkt er sich höchst wahrscheinlich auf solche junge Männchen, die zu einer Zeit ausgebrütet worden sind, nach welcher ihre erste Mauser gerade in die heissesten Monate fällt. (Ich habe in Breslau unter den vielen Hunderten von Kreuzschnäbeln, welche dort in jedem Sommer auf den Vogelmarkt gebracht wurden, bloss einige dergleichen Exemplare herausgefunden.) Sehr viel häufiger trifft man solche, die alle drei Haupt-Färbungsarten mit einander vereinigen: indem sie stellenweise noch grünlich und gefleckt, stellenweise gelb, aber stellenweise auch schon roth aussehen. Diese legen mithin den gesammten Gang der Farbenentwicklung am vollkommensten dar. Denn das Gelbe durchläuft bei ihnen alle Abstufungen bis zum Rothen hin; und die rothen Federn sind immer die jüngsten, indem alle, die noch in den Kielen stecken, zu ihnen gehören. Offenbar beschleunigt die höhere Wärme auch hier das Fortschreiten in der Entwicklung der Farben. Demgemäss würde es nur der grösseren Länge der nordischen Sommertage, so wie der hieraus folgenden andauernderen Wärme, dem anhaltenderen Einflusse des Lichtes, oder, mit Einem Worte, den Einwirkungen der klimatischen Verhältnisse entsprechen, wenn es dort mehr Kreuzschnäbel gäbe, die nach dem grünlichen und gefleckten Jugendkleide sogleich ein rothes bekommen, als bei uns. Das scheint denn auch wirklich der Fall zu sein und mag daher, wie schon gesagt, un-

seren werthen Freunden im Norden wenigstens theilweise zur Entschuldigung dienen.

Im Gegensatze hierzu giebt es jedoch Eines, was ich mir nicht wohl erklären kann und noch weniger zu entschuldigen geneigt bin. Diess ist: das fast oder meist vollständige Stillschweigen, mit welchem die fremde Ueberzeugung dort so übergangen wird, als wäre an eine solche kaum jemals gedacht worden. Selbst noch die neueste Ausgabe von Prof. Nilssons Werk (1858) enthält sowohl in Betreff der Kreuzschnäbel, wie des Hakenfinken nur eine leise Andeutung hierüber. Und doch ist jene entgegengesetzte Ueberzeugung die aller Ornithologen des übrigen Europa's: während die von ihnen seit einem vollen Menschenalter mit allem Rechte verworfene Bechstein'sche Meinung bloss noch in Skandinavien Anhänger zählt. Ein so ausserordentliches Missverhältniss der Stimmen, wie in diesem Falle, hätte denn doch wahrlich etwas mehr Beachtung verdient und Verdacht gegen die Richtigkeit der eigenen, von allen Anderen so entschieden verworfenen Meinung erregen sollen. Denn ganz besonders in Deutschland, mit dessen Fachliteratur die schwedischen Gelehrten so gut bekannt zu sein pflegen, sind ja die Untersuchungen über diese Frage in dem Zeitraume vor 40 und bis vor 30 Jahren mit einer Sorgfalt und Vollständigkeit geführt worden, die gewiss nicht zu übertreffen wären. Und ich möchte Den wohl sehen, der ihnen gegenüber mit auch nur einigem Erfolge den Versuch machen wollte, die Bechsteinsche Meinung aufrecht zu erhalten.

Die vorerwähnte „leise Andeutung“ Nilsson's findet sich in einer Anmerkung zur Beschreibung des vermeintlich „alten“ (grünen oder grüngelben!) „Männchens“ des Fichten-Kreuzschnabels: I. B., S. 542. Sie lautet:

„Ein rothes Männchen, welches vor einigen Jahren mitten im Winter gefangen und in einen Käfig gesetzt wurde, ging hier nach und nach in eine citrongelbe Färbung über. Es streitet also gegen meine Erfahrung, was einige Ornithologen angenommen haben, und was unter Anderen der Fürst Bonaparte in „les Loxiens“, p. 2, anführt: dass die Farbe der Männchen allmählich aus Gelb in Gelbröthlich und nachher in's Rothe übergehe.“

Also „einige Ornithologen“! Und doch sind es thatsächlich alle, mit Ausnahme der schwedischen! Wenn man das „einige“ nennt: was oder wo sind dann ihrer viele? — Und wenn N. selbst zugiebt oder behauptet, dass gefangen gehaltene Vögel häufig ihre Farben regelwidrig ändern, — sogar mehr, als diess je wirklich der Fall sein möchte: — warum sollen denn da gerade die in der Gefangenschaft

gehaltenen Kreuzschnäbel als unumstößliche Beweise für das gelten, was im Zustande der Freiheit mit ihnen geschieht, oder geschehen sein würde? —

Ich weiss, dass ich in Schweden und Russland mehr und wärmere Freunde besitze, als irgendwo sonst im Auslande; und ich wünschte nicht, dass auch nur Einer davon aufhörte, es fernerhin ebenso zu sein. Es geschieht also nicht „trotz dem“, sondern gerade „darum“, wenn ich hier den, hoffentlich nicht erfolglosen Versuch mache, die Ersteren von einem so lange festgehaltenen Irrthume zurückzubringen. Denn ein wahrer Freund ist bekanntlich nicht Derjenige, der immer nur von dem spricht, worüber er den Anderen loben kann, der aber klüglich schweigt über das, worin er, wenn er es ehrlich meint, würde tadeln müssen.

Der sehr verschiedene Nestbau des Kiefern-Kreuzschnäbels im Norden von dem bei uns. — In Deutschland ist von einer solchen Bauart, wie sie jetzt für Schweden angegeben wird, bisher durchaus Nichts beobachtet worden. Auch kommt sie hier vermuthlich gar nicht, oder doch bei Weitem nicht in so auffallender Weise vor. Hoch im Norden aber kann das rauhere Klima, beim Nisten des Vogels im Winter, einen so eigenthümlichen Bau der Nester zum besseren Schutze der Eier und Jungen wohl erforderlich machen. Namentlich ist derselbe dann von einer so ausserordentlichen Grösse, dass man weit eher geneigt sein möchte, ihn für ein recht grosses Nest von Eichhörnchen zu halten, als für das eines durchaus nicht grossen Vogels. Es gehört daher in der That der ausgezeichnet gute Ruf des Berichterstatters dazu, um nicht eine Verwechslung zu vermuthen und zu denken, die Vögel hätten sich verlassener Eichhornsnester bedient und sie nur passend für sich eingerichtet.

Die Beobachtung rührt nämlich nicht von Nilsson selbst, sondern von dem Probste Ekström in Mörkö her, der unter die besten Thierkenner Schwedens, so wie unter die erfahrensten Jäger des Landes gehört, und der lange Zeit hindurch Gelegenheit gehabt hat, das Nisten zahlreicher Kiefern-Kreuzschnäbel ganz in seiner Nähe zu beobachten. Die Mittheilung hierüber in Nilsson's Werk (I, S. 539 — 40) lautet, wie folgt:

„Man findet diesen Vogel zu allen Jahreszeiten heckend: im Februar, April, Juni u. s. w. Indess geschieht die Paarung am allgemeinsten im Februar, und die Jungen kommen am gewöhnlichsten im April aus. Das Nest ist meistens zwischen zwei schwächeren Zweigen auf einer kleineren Fichte, oder an der Spitze eines dunklen Kiefer- oder

Fichtenastes angebracht, und zwar am öftesten hoch über der Erde. Es ist rund, aus feinen trockenen Fichtenzweigen und Bartflechten zusammenflochten, und so gross, dass sein Durchmesser eine Elle und noch darüber beträgt.“ [Eine schwedische Elle (aln) ist nur um $\frac{1}{16}$ kleiner, als die preussische. Einen so gewaltigen Umfang hat bekanntlich auch das grösste Eichhörnchen-Nest bei Weitem nicht. Mindestens eben so gross aber sind, im Verhältnisse zu der winzigen Grösse des Vogels betrachtet, sehr häufig diejenigen Nester des Zaunkönigs, welche in weiten Baumhöhlen stehen. Gl.] „Der Eingang ist kreisrund und so eng, dass der Vogel sich nur mit Noth hindurchdrängen kann; aber die Höhlung oder der Brüttraum ist so gross, dass er die geballte Faust aufnimmt. So ist der Bau, welcher im Winter angelegt wird, um die Jungen zu beherbergen. Diejenigen Nester, deren sich der Vogel im Sommer bedient, sind viel kleiner und dünner. Somit richtet er seinen Bau nach der Jahreszeit und nach dem Wärmestande der Luft ein.“

Hiernach würden auch die Sommer-Nester wohl immer noch merklich grösser sein, als bei uns die einen, wie die anderen sind. Ein Hauptunterschied bleibt aber jedenfalls der, dass im Norden beide oben geschlossen sind, bei uns dagegen, so viel man bisher weiss, nicht. Hier schützt das Weibchen, wenn das Nisten im strengen Winter geschieht, die Eier und Jungen dadurch vor der Kälte, dass es nach dem Legen des ersten Eies das Nest erst wieder verlässt, wenn die Jungen einander selbst genügend erwärmen können: da es bis dahin von dem Männchen durch Aetzen gefüttert und getränkt wird. Bei den geschlossenen Nestern im Norden wird es hiermit nicht so ängstlich zu sein brauchen.

Dass Vögel, die mehrere Bruten machen, sich in Betreff der wärmeren oder kühleren Bauart der Nester nach der, in dem einen oder dem anderen Falle herrschenden Temperatur einrichten, davon liegen Beispiele genug vor. Der Zaunschlüpfer, besonders aber die Schwanzmeise, bauen zu ihrer zweiten Brut weit kleinere und kühlere Nester, als zur ersten. Der Cistensänger hat einen gewissen Ruf erlangt durch die sehr verschiedene Art, wie, wo und aus welchen Stoffen er theils mit geringer, theils mit sehr grosser Kunstfertigkeit die Nester zu seinen drei Bruten anbringt und bereitet. Der Haussperling, der zu seiner ersten die wärmsten Höhlen sucht, die ihm seine Umgebung darbietet, macht sich im Sommer oft Nester frei auf Bäumen, die an Grösse nicht selten einem Elster-Neste sehr nahe kommen. Ja ich möchte kaum sagen, dass die Verschiedenheiten, welche er bei seinem Nisten und

Bauen überhaupt zeigt, geringer seien, als die zwischen den von Hrn. Ekström beschriebenen Nestern des Kiefern-Kreuzschnabels in Schweden und denen bei uns.

Es mag auffallen, dass von dem Fichten-Kreuzschnabel daselbst Aehnliches nicht erwähnt wird: obwohl gesagt ist, dass er gleichfalls bald im Winter, bald im Sommer niste. Indess liegt das vielleicht nur daran, dass er dort noch nicht so anhaltend beobachtet worden ist, wie es Hr. E. bei der grösseren Art gethan hat. In der That scheint die Beschreibung seiner Fortpflanzung bei Nilsson bloss auf dem allgemein Bekannten zu beruhen.

Eine Haus-Ente mit Enterichs-Gefieder. — Unter den Landvögeln giebt es bei den in Polygamie lebenden Gattungen von lühnerartigen bekanntlich eine nicht unbedeutende Zahl von Weibchen, die früher oder später unfruchtbar werden und nun immer mehr das viel schönere Gefieder der Männchen, ebenso wie deren Federzierrathen u. dergl. anlegen. Dagegen scheinen ähnliche Fälle bei den, ihnen sonst vielfach so ähnlichen (analogen) entenartigen Vögeln unter die ausserordentlichen Seltenheiten zu gehören. Denn bei jenen tritt die Unfruchtbarkeit, und mithin auch die Neigung zu dem so genannten „Hahnenfederig-Werden“, selbst im freien oder mehr als halbfreien Zustande mitunter schon so früh ein, dass man kaum umhinkann, erstere für bereits angeboren zu halten. (So namentlich bei den Fasanen-Arten.) Umgekehrt, scheinen bei den entenartigen Vögeln bisher noch kaum einzelne Beispiele bekannt, wo ein solches Unfruchtbar-Werden von Weibchen überhaupt Statt fand, und wo demnach Anlass für sie vorhanden war, das Gefieder und die Färbung der männlichen Vögel anzunehmen. Indess führt Nilsson jetzt (Bd. II, S. 429—30) ein derartiges Beispiel von einer Hausente an.

Sie konnte überdiess noch lange genug lebend von ihm beobachtet werden, um zu ersehen, dass sie von da an mit dem Gefieder der Männchen auch die doppelte Mauser derselben angenommen hatte: während bekanntlich die gewöhnlichen Weibchen alle nur Einmal mausern. Und gleichwie jene in der Sommertracht den Weibchen sehr ähnlich sehen, ebenso wurde auch sie dann regelmässig für einige Zeit wiederum den gewöhnlichen Weibchen ähnlich. Nun gehört zwar diese Uebereinstimmung eigentlich so mit zu dem Wesen der ganzen Veränderung überhaupt, dass man sagen könnte: sie verstehe sich, theoretisch betrachtet, schon von selbst; indess bleibt es

doch erfreulich, die Theorie sofort auch durch die Erfahrung bestätigt zu sehen.

Im Januar 1839 liess N. diese Ente für seine „Illuminerade Figurer till Skandinaviens Fauna“, Theil II, Tafel 163 zeichnen. Sie glich damals allerseits, mit Einschluss der 4 aufgerollten oder geringelten mittleren Schwanzfedern, einem gewöhnlichen Stock-Enteriche fast eben so sehr, wie unter diesen selbst ein jüngerer, einjähriger den älteren. Als sie jedoch im April d. J. 1840 starb, hatte sie bereits angefangen, stellenweise die Sommertracht der Enteriche anzulegen. (Also beiläufig einen Monat früher, als letztere diess im freien Zustande thun. Das lag wahrscheinlich mit an der guten Pflege und reichlichen Nahrung, die man ihr natürlich ihrer Seltenheit wegen angedeihen liess.) In diesem, etwas gemischten Kleide steht sie jetzt ausgestopft im Zoologischen Museum zu Lund.

Nur der günstige Umstand, dass sie, gleich vielen anderen zahmen Weibchen, ursprünglich die Färbung der wilden gehabt hatte, liess die Veränderung so deutlich bemerkbar werden. Schon eine bloss weiss-gefleckte hätte diess weniger gethan. Vollends bei einer ganz weissen aber hätte sich nur die Gestalt der 4 mittleren Schwanzfedern ändern können. Indess würde es hinsichtlich der Mauser von besonderem Interesse sein, gerade eine solche „ganz weisse“ in diesem Unfruchtbarkeits-Zustande beobachten zu können. Nämlich es würde sich fragen, ob auch sie dann eine doppelte Mauser annehmen würde: da letztere bei ihr thatsächlich gar keinen Zweck haben würde, indem sie doch keine Veränderung der Farbe hervorbringen könnte. Denn ein geborner Albino wird bekanntlich immer nur auf's Neue weiss, (farblos,) mag er mausern, so oft er will.

Dennoch glaube ich, dass hier bei einem weiblichen Albino dann gleichfalls eine doppelte Mauser eintreten würde. Und warum? Weil überall die Regel sehr weit über der zufälligen Ausnahme steht. Eine dergleichen Zufälligkeit ist jedoch eben der Albinismus. Die Mitannahme der doppelten Mauser dagegen sticht offenbar als „Regel“ da: weil sie aus der Annahme der männlichen Charaktere naturgemäss von selbst folgt. Anderenfalls wäre die Folgerichtigkeit (Consequenz) nur eine halbe; mit Halbheiten befasst sich aber die Natur nicht.

Ueber das Alter und Verhalten dieser Ente giebt N. am Schlusse noch Folgendes an:

„Ich erhielt dieselbe im Spätherbste 1838 von Hrn. Fabrikanten Dalman, bei welchem sie i. J. 1829 ausgebrütet worden war. Er berichtete mir dabei: „In früheren Jahren hatte sie jedes Jahr Entchen,

sogar bis 1837; doch schien ihr Vermögen, Eier zu legen, seit mehreren Jahren abgenommen zu haben. Dieses Frühjahr, 1838, legte sie deren bloss einige wenige, und zwar im April, brütete aber nicht. Hernach fing sie an, krumme Federn im Schwanze zu bekommen, im Nacken grün zu werden, u. s. f. Weiter in den Sommer hinein, wo sie zu legen aufgehört hatte, gefiel sie sich darin, den anderen Enten den Hof zu machen, und zog sich hierdurch den Hass des Enterichs zu.“

Ein Gleiches thun bekanntlich auch die alten, hahnenfederig werdenden Haushennen: indem sie andere, jüngere zu treten versuchen. Es bleibt indess bemerkenswerth, dass der Trieb hierzu bei dieser Ente schon so kurze Zeit nach dem Verluste ihrer Fruchtbarkeit eintrat. Solche Hennen gewöhnen sich überdiess zugleich das Krähen der Hähne an. Damit kann es denn auch gerade für sie keine Schwierigkeit haben: da bei ihrer Gattung die Stimmwerkzeuge beider Geschlechter einander gleich sind. Bei den Enten dagegen ist bekanntlich der Bau derselben, zumal des Kehlkopfes, dem Geschlechte nach ganz verschieden; ebenso daher auch die Stimme. Von dieser ist bei der, anscheinend männlich gewordenen Ente Nichts gesagt; und es hat wohl an Gelegenheit gefehlt, sie zu vernehmen. Wahrscheinlich ist dieselbe auch so geblieben, wie sie war, also weiblich. Denn die Bildung solcher, theils knorpeliger, theils knochiger Organe, wie Luftröhre und Kehlkopf, möchte nach einem Lebensalter von 9 Jahren, (von 1829—1838,) doch wohl zu fest geworden sein, um noch eine so bedeutende Umgestaltung zuzulassen, dass nun die Stimme ebenfalls jener der Enteriche gleich oder nur ähnlich werden sollte. Für geradezu unmöglich dürfte aber die Sache, den neueren Erfahrungen der Physiologie und pathologischen Anatomie zufolge, nicht anzusehen sein.

Die geographische Verhretung der Vögel von P. L. Selater.

(Aus den Proceedings of the Linnean Society vom Februar 1858.)

Mitgetheilt von

Ferd. Helae.

Ein sehr wichtiges, bisher leider von den Naturforschern nur wenig angeregtes Problem ist die Feststellung der natürlichsten Hauptabtheilungen der Erdoberfläche nach der grössern oder geringern Aehnlichkeit ihres organischen Lebens. Zwar ist es eine allgemein anerkannte Thatsache, dass wir die Erde in zwei Hälften theilen können, deren Fauna und Flora so verschieden ist, dass wir wohl dazu berechtigt

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Journal für Ornithologie](#)

Jahr/Year: 1860

Band/Volume: [8_1860](#)

Autor(en)/Author(s): Gloger Constantin Wilhelm Lambert

Artikel/Article: [Literarische Berichte 21-31](#)